

Das Universum der Eva Leichtmeyer

Ein Familienroman

Andi J. Schnell

Ein Zeichen sind wir, deutungslos,
Schmerzlos sind wir und haben fast
Die Sprache in der Fremde verloren.

Friedrich Hölderlin
Mnemosyne, Zweite Fassung
Gedichte 1800 - 1804

*Für alle, die uns mit Wohlwollen begegnen.
Und für alle anderen.
Liebe grenzt niemanden aus.*

Prolog

Riverside

«Danke, das genügt. Das wird eine riesige Überraschung. So machen wir das. Jetzt stellt euch hier auf. Auf einer Linie. Gut. Lio, dann Margrit, dann Leo, dann Margret. Gut. Jetzt üben wir das Ganze nochmals. Hier die venezianischen Masken. Und dann geht es los ...»

*

«Maman, und wie soll das Theaterstück heissen?»

«Hm, gute Frage ... nennen wir es ...?»

«Das Universum der Eva Leichtmeyer ...?»

«Ja, das passt. Aber bitte, liebe Kinder, kein Sterbenswort zu den anderen. Es soll doch eine Überraschung sein.»

Eva prostete den Zwillingen mit dem Limoncello zu. Alle vier hoben ihr Glas: «Cin Cin, Maman, auf Nonna Anna und Grossvater Robert. Und auf unsere Väter, Albert und Robert. Und auf unsere Mütter, Eva und Elenore.»

«Und Rosa, bitte vergesst Rosa nicht ...»

New York

Eva Leichtmeyer seufzte. Jetzt war es so weit. Ihre Kinder kamen auf Besuch, zu ihr. Kinder durfte sie nicht mehr sagen. Die Kleinen waren längst gross. Und schon so erwachsen. Rosa sandte ihr immer die neusten Fotos. Vom 33er-Fest beispielsweise. Wie sie mit dem Oberbraumeister Arm in Arm auf der Bühne standen, jede mit einem Bier in der freien Hand. Mit dem extra für die beiden kreierten «33er»-Festbier. Im Hintergrund ein riesiges Plakat mit dem Slogan «Nimm 2 – und lass es dir munden».

Die Mädchen sahen richtig glücklich aus. So entspannt. Einfach happy.

Eva seufzte erneut. Ihr wurde einmal mehr bewusst, was sie alles verpasst hatte. Dass sie *alles* für ihre Karriere geopfert hatte, aber *nichts* für ihre Kinder.

Doch hatte sie eine Wahl gehabt? Der Broadway forderte alles von ihr, sämtliche Aufmerksamkeit gehörte ihm. Das Theater, dachte sie manchmal, frisst mich von innen her auf. Es saugt mich aus und lässt nur eine blutleere Hülle zurück. So heimtückisch wie ein Ameisenlöwe, der seine Beute in einen Trichter aus lockerem Sand lockt, ihm ein tödliches Gift injiziert und ihm danach genüsslich das, ebenfalls durch das Gift, aufgelöste Innere aussagt. Eine leere Hülle, sagte sie sich, ich bin nur noch eine blutleere Hülle.

Sie dachte zurück an ihre Anfangszeit am Broadway. Nein, noch weiter zurück, damals, als sie als blutjunges Mädchen erstmals nach New York kam.

Das Datum würde sie niemals vergessen: Es war der achte August 1988. Der 8.8.88. Ihr vierundzwanzigster Geburtstag. Damit war sie von Geburt weg ein Glückskind. Zumindest in den Augen der Chinesen. Denn die Acht war die chinesische Glückszahl. Und dieser 8.8.88 war *der* ultimative Glückstag *aller* Chinesen. Denn *Bā*, das chinesische Wort für *acht*, ähnelt dem Wort *Fā*, das auf Chinesisch *reich werden* oder *erfolgreich sein* bedeutet. Wenn das den Chinesen Glück bringt, wieso nicht auch mir, sagte sich Eva und buchte ihren Flug im Reisebüro «Losundweg» in Stuttgart. Ein Einfach-Ticket nach New York. Zurück kam sie eh nie mehr.

Los und weg, das war jetzt auch ihr Motto. Im Schwarzwald hatte sie nichts mehr verloren. Ihre Eltern, Beza und Jakob waren im Sommer 1984 nach Israel ausgewandert. Da war sie gerade mal zwanzig und ihre jüngere Schwester Rosa sogar erst achtzehn.

«Ihr werdet schon klarkommen», sagte Beza und drückte ihre Töchter kurz vor der Abreise fest an sich. «Und wenn ihr wirklich ein Problem habt, dann wendet euch an die junge Gräfin

von Stockarsch, ihr wisst, für deren Eltern ich jahrelang den Haushalt geschmissen habe. Damals hiess sie noch Magda Rosenkohl. Ihr kennt die Geschichte, 1982 heiratete sie diesen Dödel aus dem Südtirol, diesen eingebildeten Grafen, der weder Italiener noch Österreicher ist, und vermutlich auch nicht wirklich ein Graf, sich aber hochspielt als wäre er Ludwig der XIV. Haltet euch bloss von ihm fern!

«Ja, Maman, das werden wir», sagten die gut erzogenen Töchter unisono, «du kannst uns vertrauen.»

«Seit Ottokar, dieser aufgeblasene Gockel, in der Villa Rosenkohl ist, steht die Welt Kopf. Die Villa heisst jetzt *Schlösschen von Stockarsch*, seine Frau *Gräfin von Stockarsch* und seine Schwiegereltern, die liebe Hannah und den lieben Uri, würde er am liebsten auf den Mond verbannen.»

«Oh, Maman, das ist wirklich traurig.»

«Am liebsten würde ich die beiden gleich in den Kibbuz mitnehmen.»

«Oh, Maman ...»

«Gut, also, die Gräfin wird gelegentlich bei euch vorbeischaun, unangemeldet, versteht sich. Deshalb, bitte, schaut, dass im Haus alles immer schön aufgeräumt und ordentlich ist.»

«Ja, Maman, das werden wir.»

«Und Monsieur Grünberg, ihr Gärtner wird sich um unseren Garten kümmern.»

«Ja, Maman.»

«Sonst gibt es noch die Wonneguts, ihr wisst schon, die von der Zoohandlung.»

«Ja, Maman, das wissen wir schon. Die mit den Papageien und so.»

«Genau die, die mit den rothaarigen Jungs.»

*

Vier Jahre später, fast auf den Tag genau, verliess auch Eva die schwarzwäldlerische Idylle. Und liess Rosa im grossen Haus allein zurück.

«Rosa ... du bist mir nicht böse?»

«Eva, wie könnte ich? Es ist ja *dein* Leben ... ich komme schon klar.»

«Gut, weisst du, da ist etwas in mir, eine Art Kraft oder Wegweiser, das mir sagt, dass ich das machen *muss*. Ich habe keine Wahl ...»

Das war natürlich nichts anderes als eine mehr oder weniger elegante Ausrede. Fakt war: Eva hatte den spiessbürgerlichen Mief ihres Geburtsortes bis oben hin satt. Sie konnte schlicht keine einzige Sekunde länger in diesem, wie sie es nannte, *Drecksloch* bleiben.

Rosa hingegen, zwei Jahre jünger, schien damit problemlos klarzukommen. Sie fütterte zu Hause ihre Goldfische, zog ihre Orchideen, arbeitete an ihren Skizzen und Entwürfen und

spielte sogar im Handballclub TG Schwenningen mit; die Mutter von Sissy fuhr die beiden zweimal in der Woche dorthin. Rosa war immer schon die Häusliche gewesen, die Stille, die Besonnene. Rosa würde ihren Weg auch machen: Denn auch sie war ebenfalls an einem chinesischen Kulhtag geboren, nämlich am 6. Juni 1966. Die Zahl *Sechs* war in China ebenfalls eine Glückszahl, *Liù* ähnelte *Liū*, dem chinesischen Wort für *glatt* oder *flüssig*.

«Glatt und flüssig werde ich durchs Leben kommen», scherzte Rosa jeweils, «ein steter Geldfluss wird mich begleiten ...»

Eva dagegen war die Draufgängerin, die Rabiater; das Mädchen, das auf Bäume kletterte; das mit fünf schon sämtliche Fahrräder in der Umgebung reparierte und nebenbei die einen Kopf grösseren Jungs verdrosch.

«Gut, liebste Rosa, ich bin dann mal weg ...»

Sie küssten und umarmten und schworen sich erneut ewige Treue.

«Versprich mir», rief Rosa als Eva schon unterwegs zum Bus war, «wenn du zurückkommst, bist du ein Star!»

«Versprochen, Sister, versprochen, ich werde die Queen von New York.»

«Die Königin vom Broadway.»

«Hab dich lieb», schrien beide wie aus einer Kehle, «hab dich für immer und ewig lieb.»

*

Eva und Rosa hatten, kurz vor der Israel-Abreise ihrer Eltern, je 10'000 Deutsche Mark auf ein Sparkonto überwiesen bekommen. Verknüpft mit der ausdrücklichen Aufforderung, dies ausschliesslich als Startkapital für ihren beruflichen Erfolg zu nutzen. Also nicht einfach zu verplempern. Es war, für damalige Verhältnisse, eine riesige Summe. Insbesondere auch, weil die beiden Schwestern noch sehr jung waren. Doch, und das war ihr Glück, respektive man muss es der guten und umsichtigen Erziehung ihrer Eltern zuschreiben, sie wussten damit umzugehen. Denn mit dem frühen Verlassen werden, wuchs eine plötzliche Reife in ihnen heran und es wurde ihnen schlagartig bewusst, dass sie ab jetzt für sich selbst verantwortlich waren. Sie blieben zwar vordergründig die quirligen und spassbereiten Töchter, hinter denen die gesamte neustädtische Jungmannschaft her war, doch auf einer wichtigeren Ebene fokussierten sie sich auf den beruflichen Erfolg, der ihnen als vorbestimmte Glückskinder, ihrer Meinung nach, zustand.

Rosa war im Ausgeben von Geld wesentlich zurückhaltender als Eva. Man könnte es fast schon verbissen nennen, denn sie rührte den elterlichen Sparbatzen während vieler Jahre nicht an. Erst am 11. November 1989, zwei Tage nach dem Mauerfall, als sie ihr Atelier für Schriftenmalerei eröffnete, verwendete sie einen Teil davon. Doch sie brauchte sowieso kaum

Geld. Nicht nur, weil sie sehr sparsam lebte; sondern auch, weil sie keine Miete zahlen musste, da sie nach wie vor im Haus ihrer Eltern lebte, weil der Garten und das Haus gepflegt wurden, weil sie kein Auto hatte, und nicht zuletzt, weil die um sie werbenden Jungs stets grosszügig zu ihr waren.

Und einige Jahre später, als sie vollzeitlich für die Zwillinge sorgte, zahlte Eva für sie und die Kinder monatlich einen grosszügigen Unterhaltsbeitrag, so grosszügig, dass Rosa oft die Hälfte davon auf die Seite legen konnte. Das Leben meint es gut mit mir, wiederholte sie oft, ich bin wirklich ein Glückskind! 6.6.66!

*

Auch mit Eva meinte es das Leben gut. 8.8.88!

Theatralisch wie sie war, küsste sie nach dem Aussteigen aus dem Flugzeug als Erstes den Boden des JFK-Rollfelds:

«New York, New York ...», sang sie dazu vor den erstaunten Passagieren und streckte dabei ihre langen Arme zum Himmel.

Liza Minnelli wäre stolz auf sie gewesen, hätte sie es denn gesehen und gehört.

«My Dear, Verehrteste, Sie singen ja grossartig», sagte ein gutangezogener Geschäftsmann zu ihr, der es eindeutig gesehen und gehört hatte, und klatschte dabei in die Hände.

«Thanks, sehr aufmerksam von Ihnen», sagte Eva, sichtlich erfreut, mit etwas geröteten Backen, «aber ich fürchte, mein Englisch ist nicht so gut wie Ihres?»

«Oh, kein Problem, wir können gerne auch Deutsch sprechen, aber ich fürchte, es ist nicht so gut wie Ihres?», sagte der Mittdreissiger, mit eindeutig schweizerdeutschem Akzent. Worauf beide grinsen mussten.

Ein sympathischer Typ, dachte Eva.

Eine attraktive Frau, dachte Hannes.

«Wollen wir uns ein Taxi teilen, das spart Kosten.»

«Oh, danke, sehr gerne.»

«Wo müssen Sie denn hin, Verehrteste?»

«Oh, wenn ich das so genau wüsste?»

Weiss sie wirklich nicht, wo sie hin muss, dachte Hannes.

Glaubt er wirklich, ich wüsste nicht, wo ich hin muss, dachte Eva.

Hannes blieb cool und orderte ein Yellow Cab in Richtung Manhattan.

«Keine Ursache, ich fliege jeden Monat nach New York, das ist sozusagen meine zweite Heimat. Übrigens, ich bin Hannes, Hannes Moorschälchli. Von Beruf bin ich Modemacher. Aber meine Freunde nennen mich Moonie.»

«Sehr erfreut, Eva, Eva Katz.»

«Das ist ja ein lustiger Name?»

Eva musste lachen. «Genau das Gleiche wollte ich zu Ihnen, äh, dir sagen ... Moor wie viel? Wie heisst du?» Beide mussten grinsen. «Katz ist ein jüdischer Name, mein Vater ist Jude, aber er lebt seit Kurzem in Israel.»

«Interessant, als Jüdin bist du in New York in bester Gesellschaft. In der City ist jeder fünfte Einwohner ein Jude, man schätzt, es leben hier gut eine Million Juden.»

«Das wusste ich nicht, äh, aber ich bin nicht Jüdin, ich meine irgendwie schon, aber ich praktiziere nicht, wenn du verstehst?»

Moonie lachte, «ich bin stockkatholisch aufgewachsen, im Entlebuch, der hinterwäldlerischsten Ecke der Schweiz. Deshalb auch mein komischer Name. Oben in Finsterwald, im Schälchli, da gab es mal ein Moor. Dort stand das namensgebende Gehöft meines Urururgrossvaters. Oder so. Aber ich praktiziere auch nicht ...» Er lachte sie an.

Sie ist so süss, dachte er, sie *wirkt* so unschuldig.

Er ist so süss, dachte sie, er *tut* so unschuldig.

«Da haben wir es», grinste Eva und klatschte in die Hände, «Hinterwald, Finsterwald und Schwarzwald ...».

«Was zusammengehört ...»

«... gehört zusammen.»

So kam es, dass Evas erste New Yorker Romanze im Taxi begann. Ganz ähnlich wie siebenunddreissig Jahre später, die ihrer Tochter. Eva mit einem Schweizer und Margret mit einem Sikh. Was, fand Eva, so ziemlich dasselbe war.

*

Es ist schon so, sinnierte Eva, die Geschichte wiederholt sich. Alles, was da war, kommt wieder. Wieder und wieder. Und alles zu seiner Zeit. Damit das Vergessen nicht obsiegt.

«Damit das Vergessen nicht obsiegt.»

Das war ein Spruch ihres Vaters, Jakob. Er war 1938 in Neustadt, gut ein Jahr vor Beginn des Zweiten Weltkrieges, auf die Welt gekommen. Sein politisch helllichtiger Vater, Isaac, 1903 geboren, der die in den Dreissiger Jahren zunehmende Einflussnahme und Allmachtsfantasien der NSDAP mit mehr und mehr Schrecken verfolgte, und als Jude bald auch am eigenen Leibe verspürte, packte im Januar 1939 gerade noch rechtzeitig seine Koffer und flüchtete mit seiner Frau Emilia und dem kleinen Jakob nach Portugal.

Hier, im Süden, in Fuseta, an der östlichen Algarve, nahe der Grenze zu Spanien, begann er mit seiner Familie ein neues Leben. Und hier lernte Jakob in der Schule Beleza kennen. Man

schrrieb das Jahr 1953. Er war fünfzehn, sie war dreizehn. Anfangs der Sechzigerjahre, nach dem Studienabschluss in Lissabon, heirateten die beiden und beschlossen nach Deutschland zu gehen. In Jakobs Elternhaus in Neustadt. Ausser eines Bekannten, der während der langen Abwesenheit der Familie zum Haus geschaut hatte, stand es leer und war deshalb wie gemacht für die Gründung einer Familie.

Nach der Geburt von Eva, 1964, und Rosa, 1966, im Frühjahr 1967, kehrten auch ihre Grosseltern, Emilia und Isaac Katz, in den Schwarzwald zurück.

«Wir wollen doch unsere Enkel aufwachsen sehen», sagte Emilia ihrem Sohn Jakob am Telefon, und Isaac fügte schelmisch an, «und ich habe genug von Stockfisch und Sardinen, ich freue mich jetzt auf Schwarzwäldertorte und Sahnehäubchen ...»

*

Die Liebe meiner Eltern hielt für ein Leben, seufzte Eva, so viele Jahre, ich kann es nicht mal ausrechnen. Vom Kennenlernen, 1953 in Portugal bis 2022 in Israel, als Beleza starb. Fast siebzig Jahre. Eine Ewigkeit.

Und sie mit Robert? Von 1990 bis heute. Die Hälfte? Auch nicht schlecht. Doch selbst auf die Schultern klopfen würde sie sich deswegen nicht. Nein. Dass sie überhaupt noch *zusammen* waren, war einzig Roberts Verdienst.

Zusammen?

Durfte man das so bezeichnen? Beide lebten ihr eigenes Leben. Robert in Baltimore mit seinen Fischkonserven und sie am Broadway mit ihren Musikkonserven.

«Sardinen, Sardinen ...»

«Musical, Musical ...»

«Konserven, Konserven ...»

«Broadway, Broadway ...»

«Aber der erste Januar ist fix?»

Ja, so war es. Der erste Januar war fix. In der Suite 313 im Maritime. Im Seiden-Negligé. Und daneben gab es noch zig andere Daten, welche sie gemeinsam zelebrierten. Zum Beispiel den neunten September, den Geburtstag ihrer Töchter. Oder den achten August, «der Tag, als der Kometenschwarm Eva ins amerikanische Universum eindrang», wie Robert gerne frotzelte.

«Wenn ich der Komet bin, dann bist du sein Schweif», witzelte Eva zurück, «mein Liebster, sorry, aber wenn etwas in mich eindringt, dann bist du es.»

«Akzeptiert, Eins zu null für dich, meine Süsse.»

«Yepp, aber wenn wir schon die jährliche Wiederkehr meines *Eva-Kometen* feiern, dann müssen wir auch die jährliche *Robert-Konserven* wiederholen.»

Das mit der «Robert-Konserven» war so: Zu Robert juniors Vierzigsten, am Samstag, 5. Juli 1997, liessen es sich seine Eltern, Anna und Robert senior, nicht nehmen, zwei ganz besondere Überraschungen vorzubereiten. Anna organisierte heimlich das Separee des Palladium, dort wo ihr Sohn anfangs der Neunziger Eva kennengelernt hatte. Und Robert senior entwarf mit Rosas Hilfe eine «Robert 40 Special Edition»-Konservenbüchse. Mit Sardinen in Tomatensosse, der Lieblingsdelikatesse seines jüngeren Sohnes.

Rosa, als Schriftenmalerin, kreierte dazu mit Roberts' Konterfei und ihrer schwungvollen Schrift, ein derart kunstvolles Etikett, dass sogar Andy Warhol neidisch geworden wäre.

Eva, die auch ihren Beitrag dazu leisten wollte, gestaltete derweil, mit Hilfe einiger der besten Bühnenbildner des Broadways, das palladiumsche Separee komplett um. Es bekam die Form einer gigantischen Blechbüchse, in der kreisartig ein Dutzend frei stehende Badewannen, auf löwenartigen Füßen, aufgestellt wurden. Darin schwammen lebende Sardinen, zu Hunderten, wenn nicht sogar zu Tausenden. Über den Wannen schwebte, in einer Art Kunst-Installation, ein, mit farbigen Leuchten versehenes, rotierendes Endlosband, an dem Dutzende von schaufelartigen Bagger aufgehängt waren. Erst bei genauerem Hinschauen erkannte man, dass die Baggerschaufeln aus einer halben, offenen Konservendose konstruiert waren, verziert mit dem Konterfei von Robert. Und dem von Rosa entworfenen Spruch:

«Yes, I can can.»

Einem Spruch, der später, in leicht abgewandelter Form, weltberühmt wurde.

Jedenfalls liessen sich die Baggerschaufeln alias Robert-Konserven manuell und mittels eines geschickten Mechanismus absenken, und, wenn man es im richtigen Moment tat, nämlich genau über einer der Badewannen, konnte man damit, eine, oder auch mehrere, Sardinen fischen.

Was war das für ein Gaudi ...

Die ganze High Society von New York kam zum Sardinenfischen. Sogar der New Yorker schickte einen Star-Fotografen. Der in der Aufregung – vor lauter Angeln – das Fotografieren vergass.

*

Doch, ausser an diesen denkwürdigen Daten und dessen jährlich sich wiederholenden Ritualen, waren sie selten zusammen.

«Der Schweif berührte nur noch selten seinen Kometen», seufzte Eva. «Und die 40er-Büchse ist längst angerostet.»

Das ist auch schon anders gewesen, sinnierte Eva. Anfangs der Neunziger, als sie sich im Palladium auf der Stelle ineinander verliebt hatten, klebten sie förmlich aneinander. Robert folgte ihr auf Schritt und Tritt. Er hatte auch allen Grund dazu. Denn er war bei Weitem nicht der Einzige, der um sie herum tänzelte. Halb Broadway war hinter ihr her. Und es war oft überhaupt nicht klar, um was es dabei ging. Um sie als Mensch? Selten. Um den Aufbau ihrer Karriere? Manchmal. Um sie als junge, hübsche Frau? Meistens. Um Sex? Vermutlich *immer*.

Sie erinnerte sich an eine Geschichte, kurz nach der Hochzeit mit Robert, im Sommer 1991 muss das gewesen sein. Sie hatten in Bayern geheiratet, in Grainau, einem kleinen Kaff nahe Garmisch-Partenkirchen.

«Am Fusse der Zugspitze, Liebste», hatte Robert vor ihr kniend gemurmelt, damals bei seinem Heiratsantrag auf dem Hauptdeck des Empire State Building, 320 Meter über Meer, «dort sind wir dann fast zehnmal so hoch ... und wir wollen doch hoch hinaus, nicht wahr, meine Liebste?»

Robert war klug, er wählte zum Heiraten bewusst einen Ort, wo er Eva mit niemandem teilen musste. Wo er die Paparazzi, die Schmarotzer und Trittbrettfahrer hinter sich lassen konnte.

Eva war damit einverstanden, wenn auch aus ganz anderen Gründen: Einerseits war es für sie die Möglichkeit, dass ihre Schwester und ihre Freunde an der Hochzeit dabei sein konnten, und andererseits freute sie sich auf das luxuriöse Wellnesshotel. Die Hochzeit war dann auch ein voller Erfolg, trotz einer schweren Bronchitis, die sie sich beide auf dem Hinflug nach München eingefangen hatten.

Doch zurück zur erwähnten Geschichte: Kaum waren sie zurück in New York als die Hyänen auch schon wieder über sie herfielen. Robert musste aus geschäftlichen Gründen zurück nach Baltimore. Eva war ebenfalls sehr gespannt, sie hatte zahlreiche Vorsprechen an diversen Theaterhäusern. Eines davon führte sie ins Marquis Theater, an der 46th. Es war eines der neuesten und grössten Theater am Broadway, erst 1986 von der Niederlander Gruppe gegründet. Es befand sich direkt im Mariott Marquis Hotel.

Lloyd Treber-Wirth, der, passend zu seinem Vornamen, bereits etwas angegraute Intendant, erwartete sie, anstatt wie üblich im Theater, in der Hotellobby. Als er Eva sah, sprang er auf und empfing sie mit ausgestreckten Armen und einer etwas zu stürmischen, fast ungestümen Umarmung. Zugleich umspielte ein kaum merkbarer, spöttischer Zug seine Lippen.

«Gnädigste, gut geheiratet?»

«Danke, Sir, alles bestens.»

«Schön, dann haben Sie *das* jetzt hinter sich und wir können uns voll auf Ihre Karriere konzentrieren.»

«Sehr gerne, Sir. Ich bin bereit. Wo soll das Vorsprechen stattfinden?»

«Nicht doch, nicht doch. Alles zu seiner Zeit. Erst mal ein Drink an der Bar.»

«Sir, ich muss doch vorsprechen? Da verträgt sich ein Drink schlecht.»

«Ach was, erst die Zunge etwas lockern. Danach schauen wir weiter. Es ist ja eh eine ganz spezielle Rolle, die ich für dich vorgesehen habe. Mhh, ich darf doch du zu dir sagen?»

«Sehr wohl, Sir.»

«Ey, Eve, nicht so steif. Locker bleiben.» Er bestellte mit einem Fingerschnippen zwei Drinks, stand auf und begann sie an den Schultern zu massieren.

«Sir?»

Es lief darauf hinaus, dass er ihr ungeschönt erklärte, *was* er von ihr erwartete. Falls sie einverstanden sei, und davor ging er aus, hätte sie die Rolle auf sicher. Und das Vorsprechen wäre dann hinfällig. Dafür könnten sie zusammen ...? Er zeigte mit dem Finger zum Lift. Ganz oben sei seine Suite. Der Super-Intendant blickte sie dabei herausfordernd an.

Eva knabberte derweil an einer Erdnuss, verschluckte sich dabei und täuschte derart echt einen Hustenanfall vor, dass der Concierge zu ihr rannte, ihr seine Hilfe anbot, während sie mit hochrotem Kopf etwas von Erdnuss, Allergie und Spital schrie und der Concierge blitzschnell die 911 wählte. So kam sie davon. Dank ihren grossartigen Schauspielkünsten.

Sogar Lloyd war später echt beeindruckt, als er das Gerücht hörte, sie hätte alles nur vorgetäuscht.

«Nuts», murmelte er, «just nuts ...»

*

Für Eva war es eine bittere Lektion. Sie wollte etwas, und dafür war sie erpressbar. Sie hatte zwar klug gehandelt und sich aus der Schlinge zu ziehen gewusst. Doch weil sie klug war, wusste sie, dass sie das nicht immer durchziehen konnte.

Sie brauchte in absehbarer Zeit eine verbindliche Zusage. Sonst war ihre Karriere zu Ende, bevor sie begonnen hatte. Doch, sagte sie sich, wenn ich wirklich so einen Kuhhandel eingehen muss, dann nur mit dem besten der Besten.

Und so kam Big CC ins Spiel ...

*

The Big CC. Claus Clausowitz. Der Mann mit der dröhnend-lispelnden Stimme. Der Mann der vielen Talente. Gegen ihn war Lloyd ein armer Tropf. Eine verachtenswerte Lusche. Ein Nichts. Clausowitz hingegen hatte Stil. Er hatte Klasse. Und er war sich dessen bewusst. Dazu

kam: Er hatte unendliche Macht. An ihm kam schlicht niemand vorbei, der es am Broadway zu etwas bringen wollte.

Und Eva wollte nach ganz oben. Auf die Zugspitze! Da, wo sie als geborenes Glückskind hingehörte.

«Gut», sagte Claus, als sie bereits beim *Du* waren, «du kriegst die Rolle. Und J.P. Herz bekommt sein Interview. Und die Zuschauer ihr neues Filmsternchen. Und die Aktionäre ihre Dividenden.» Er räusperte sich und fuhr dröhnend fort: «So läuft der Hase, mein Häschen, so läuft der Hase, sagt der Bär.»

Es war anfangs Dezember, kaum vier Monate waren seit der Hochzeit vergangen. Der Broadway präsentierte sich vorweihnachtlich geschmückt, es glitzerte und funkelte, wohin man nur schaute.

Eva fiel ihm um den Hals. «Mein Brummelbär, wie kann ich dir nur danken?»

Claus sagte nichts, sah sie mit einem magischen Glitzern an und Eva wusste, jetzt war sie fällig.

In dieser besonderen Nacht – davon war sie später überzeugt – zeugten sie die Zwillinge. Margret und Margrit. Denn mit Robert, der vorweihnachtlich geschäftlich voll am Anschlag war, schlief sie erst drei Wochen später, und da – sie erinnerte sich genau – war ihre Periode bereits mehr als eine Woche im Verzug ...

*

Das war Evas grosses Geheimnis.

Ihr Geheimnis, dass sie verborgen in sich trug, seit über dreissig Jahren ... nur jemand wusste davon, nämlich der, wie Eva mehr und mehr bewusst wurde, wichtigste Mensch in ihrem Leben:

Rosa.

Neustadt

Rosa Katz schnürte, mit versteinertem Gesicht, ihre roten Salomon Speedcross Trekkingschuhe, holte die Walkingstöcke und die kanariengelbe Regenpelerine aus dem Kasten im Keller, füllte ihren Tagesrucksack mit der Thermoskanne, mit heissem Tee, einem Apfel, einem Landjäger und einem Pack Tuttifrutti, wie das Gemisch aus Dörrfrüchten und Nüssen in der Umgangssprache hiess.

Los gehts, sagte sie zu sich selbst, schloss ihre Haustüre zu und marschierte los, erst beim Park mit den Zivervögeln und dem Kneipp Becken vorbei und danach gleich steil hoch Richtung Rudenberg. Bei der Jugendherberge verschnaufte sie einen Moment und liess den Blick über Neustadt schweifen.

«Schön ist es nicht», murmelte sie achselzuckend, «aber Heimat ist es trotzdem ...»

Danach bog sie links auf einen breit ausgetretenen Pfad ein, der weiter steil hinauf, erst dem Waldrand entlang und dann quer durch saftige Wiesen, zum Tennenberg führte. Kurz davor, auf einer kleinen, zum Tal hin offenen Waldlichtung stand die Max-Engelsmann-Hütte. Eine rustikale Blockhütte aus runden Baumstämmen, gegen das Tal hin ebenfalls offen. Daneben gab es zwei Bänke und einen Grillplatz.

Es war einer von Rosas Lieblingsplätzen.

Gegen Süden sah man den Betonpfeiler der Gutachtalbrücke durch den dunkelgrünen Nadelwald schimmern. Und darüber, bei guter Sicht, das Alpenmassiv. Im Winter war es besonders schön, fand Rosa, wenn der Rastplatz und die Alpen schneebedeckt waren und mit dem Schwarzgrün der Tannen kontrastierte.

Von hier aus wanderte sie oft auf einen Frühschoppen zum Pauli-Wirt, trank ein Tannenzäpfle und schlenderte danach zur Schillingskapelle runter und weiter bis nach Friedenweiler, wo sie in *Ebi's Einklang* erneut einkehrte oder – im Sommer – gleich zum Strandbad ging, ein Eis ass und im grünlich schimmernden Badensee eine Runde schwamm. Manchmal, wenn sie mehr Musse und Zeit brauchte, wanderte sie vom Tennenberg aus geradeaus auf dem Baden-Württembergischen Jakobsweg weiter, Richtung Schwärzenbacher Moor, und, wenn Rosa sich fit fühlte, sogar bis zum Eisenbacher Weiher.

Dort in der Nähe war die Hellewand Kapelle, ein weiterer ihrer Lieblingsorte. Wenn sie das Bedürfnis zum Beten hatte, dann war das für sie der passende Ort. Zurück konnte sie, bei beiden

Varianten, mit dem öffentlichen Bus, vom Haberjockelshof bei der Moor-Wanderung und von Friedensweiler bei der Strandbad-Wanderung.

Heute jedoch, war Rosas Ziel klar:

Weder Pauli noch Ebi, weder Moor noch Badensee. Heute musste einfach nur Rosa beten! Beten und darauf hoffen, dass sie dadurch ein Zeichen erhielt, das ihren weiteren Weg vorzeichnete. Sie musste schlicht und einfach auf ein Wunder hoffen. Dafür war der liebe Gott doch da: für Zeichen und Wunder. Im Austausch dafür musste man Glauben und Beten. Ein Deal ist ein Deal, sagte sich Rosa, das ist nicht erst seit Trump so.

*

Es war der 11. September 1996, ein wunderschöner Spätsommernmorgen, und man ahnte in Neustadt am Titisee, in der beschaulichen Alten Welt, nichts, rein gar nichts, von den schrecklichen Ereignissen, die fünf Jahre später nicht nur den Big Apple, nein, die *ganze* Welt in ihren Fundamenten erschüttern würden. Noch standen die Zwillingstürme des World Trade Centers fest verankert in New York.

Doch erste Anzeichen für Erschütterungen, hätte man sie denn deuten wollen, gab es schon länger.

Denn bereits vier Jahre zuvor, 1992, rief Osama bin Laden erstmals zu einem *Dschihad* gegen die USA auf. Zu einem Kreuzzug gegen den Westen – ohne Kreuz, dafür mit Sprengstoff und grösstmöglicher Menschenverachtung.

Am 26. Februar 1993, nur gut fünf Monate nach der Geburt ihrer Nichten, erfolgte der erste Terroranschlag auf das World Trade Center in New York.

In einem gemieteten Ford-Transporter versteckt, transportierten sechs Terroristen 700 Kilogramm Sprengstoff aus Harnstoffnitrat ins zweite Untergeschoss. Dort zündeten sie die tödliche Fracht. Die verheerende Wirkung verstärkten sie zusätzlich durch Druckgasbehälter mit Wasserstoff. Es gab damals sechs Tote und über tausend Verletzte, vorwiegend durch Rauchgasvergiftungen und in der Folge einer der grössten Rettungseinsätze der Stadt New York.

Der eigentliche Plan, mit noch mehr Sprengstoff den Nordturm auf den Südturm einstürzen zu lassen, ging zum Glück nicht auf. Die Auswirkungen auf die gesamte Umgebung des WTC wären unvorstellbar katastrophal gewesen, man sprach von potenziell Hunderttausenden von möglichen Toten ...

Al-qā'ida as-sulba nannte sich die radikalislamische Gruppe, die das schreckliche Attentat ausgeheckt und durchgeführt hatte, auf Deutsch *die feste oder die solide Basis* und diese

Gruppierung wurde später unter dem Namen *Al-Qaida*, arabisch für *die Basis* oder *das Fundament*, bekannt.

Die islamischen Fundamentalisten, welche die Fundamente des Westens angreifen. Was für ein Hohn. Und welche Ironie der Geschichte.

Margrit und Margret waren damals noch keine sechs Monate alt. Doch ihr Fundament schien, zumindest in den Augen ihrer Mutter, schon jetzt nachhaltig erschüttert. Sie war zum Zeitpunkt des Anschlags, es war um den Mittag herum gewesen, im City Hall Park mit ihren Zwillingen im Doppelkinderwagen spazieren gegangen.

Luftlinie gemessen, war das kaum fünfhundert Meter vom Terroranschlag entfernt gewesen – die Detonation und der Krater war das Ungeheuerlichste, dass sie je in ihrem Leben gehört und gesehen hatte.

«Das vergessene 9/11» nannte der deutsche Spiegel es zwanzig Jahre später. Doch Eva hatte es sowohl gehört als auch gesehen und würde es garantiert *nie* vergessen.

Es dauerte nochmals dreieinhalb Jahre, bis Evas Verzweiflung so gross war, dass sie nicht mehr ein noch aus wusste. Nicht nur wegen dieses traumatischen Erlebnisses, sondern auch generell wegen einer tiefen Erschöpfung, ausgelöst durch ihre Doppelfunktion als Mutter und Schauspielerin. Heute würde man von einem klassischen Burnout sprechen.

Zu viel, war schlicht und einfach zu viel.

*

«Eve», beschwor sie ihr Psychoanalytiker, «ich beschwöre dich, ein anhaltender Erschöpfungszustand wie deiner kann in einer *klinischen Depression* münden. Damit ist weder dir, noch deinen Kindern; und weder deiner Karriere, noch deinen Fans geholfen.»

Das Stichwort *Karriere* war es, bei welchem es bei Eva *Klick* machte.

«Rosa», beschwor sie ihre Schwester, «ich beschwöre dich, hilf mir, den Kindern zuliebe, sonst kannst du mich bald in der Klinik besuchen. Und dann musst du die Kinder sowieso zu dir nehmen. Du weisst, Robert kann es mit Konserven, aber nicht mit Kindern. Und New York, mit dieser Scheiss-Fatwa, wird von Tag zu Tag unsicherer. Die Kinder können da nicht bleiben. Rosa, Liebste, die versuchen es wieder und wieder, die geben nicht auf, nie!»

Wie recht sie haben sollte. Ihre Ahnungen hatten Eva nach New York gebracht. Und ihre Ahnungen brachten ihre Kinder nach Neustadt zurück.

*

«Rosa, bitte?», flötete sie, am Montag, 9. September 1996, am Abend des vierten Geburtstages von Margrit und Margret ins Telefon, dem Gerät, welches ihre überseeische Stimme mit der kontinental-europäischen Stimme ihrer Schwester in Echtzeit verband.

Eva lauschte dem fernen Echo, welches ihre Worte in der Leitung begleitete und der darauffolgenden kurzen Stille, bevor ihre Schwester sich räusperte. Es klang wie ein Hackgeräusch, gefolgt von einem metallischen Klingen.

«Eva, bitte», sagte Rosa mit gepresster Stimme, «so einfach ist das nicht. Ich bin gerade erst dreissig geworden. Und ich habe endlich mein Atelier, meine Verpflichtungen, spiele Handball, gehe gerne zum Tanz – wie soll ich mich da auch noch um *deine* Kinder kümmern? Zudem», schrie sie hysterisch in die Muschel, «verstehe ich *nichts* von Kindern. Und, verdammt nochmal, *ich* bin *ich* nicht deren Mutter! Weissst du, wer das ist? *Du!*»

«Rosaaaaaa, wir haben uns beim Abschied, am goldenen *Acht-Tag*, ewige Treue geschworen ... wir sind doch füreinander da?»

«Ja, aber wieso ausgerechnet *ich*? Wieso nicht *dein* Mann? Das mit diesen Scheissbüchsen ist doch nur eine billige Ausrede. Es sind doch auch *seine* Kinder, oder etwa nicht?»

Auch wenn die Frage nur rhetorisch gedacht war, brachte sie Eva damit vollends aus der Fassung.

«Rosa», ihre Stimme zitterte, «du weisst davon ...?»

«Was weiss ich wovon? Dass du mir auf den Sack gehst?»

«Deine Andeutung ... wegen Robert, dass er ...»

«Dass er was? Ein Idiot ist?»

«Nein, dass es nicht seine Kinder sind?»

«Nicht seine Kinder? Das wird ja immer schöner. Welche Kinder soll ich den zu mir nehmen, auch noch fremde vielleicht?»

«Nein, nein, *meine* Kinder, aber ... nicht *seine* Kinder ...»

«Hä?» Rosa hielt den Hörer weg vom Ohr und schaute tief in die Muschel rein, so, als erwarte sie, dass darin etwas herumkrabbelte, welches sie jeden Moment anspringen konnte. «*Seine* Kinder, *meine* Kinder, *deine* Kinder ... ich verstehe es nicht?»

«Rosa, schwöre bitte», sagte Eva mit einer plötzlichen Dringlichkeit, die Rosa unwillkürlich in ihrem alten zwölfjährigen *Ich* erstarren liess.

«Schon gut, ich schwöre. Also spuck es aus. Was ist los?»

«Robert ist nicht der Vater ... es ist Big CC.»

«*Who the fuck is Alice?* Ich meine *Big Sie Sie?* Ach, Scheisse, ist auch egal. Du sagst, äh, du sagst, Robert ist *nicht* der Vater?»

«Nope.»

«Ach du heilige Scheisse, das ist ja ein Ding.»

«Yepp.»

«Wie heisst der Vater nochmals?»

«Claus Clausowitz, der Superintendant und Vorsitzende der Broadway All Theater Cooperation, der BAT. Der mächtigste Mann in New York, nach Rudy Giuliani. Man nennt ihn Big CC, oder, aber nur hinter vorgehaltener Hand, denn das hört er überhaupt nicht gern, BAT-Man.»

«Claus Clausowitz, das ist doch ein Witz?»

«Schön wärs ...»

«Gut. Und weiss dieser Weihnachtsmann davon?»

«Nein.»

«Und der Vater-*Nicht*-Vater, ich meine, der Vater, der nicht der Vater ist, meint er, er sei der Vater oder ... nicht?»

«Nein.»

«Nein?»

«Nein.»

«Du hast ihm nichts erzählt? Ich meine, weder dem Vater, der *nicht* weiss, dass er *nicht* der Vater ist, noch dem Vater, der *der* Vater ist, aber nicht weiss, dass er *der* Vater ist, äh ... du weisst, was ich meine?»

Eva musste, obwohl es so ernst war, laut heraus lachen.

Rosa spürte die Lachwellen, die sich wie eine ferne Meeresbrandung in ihrer Telefonmuschel auftürmten und konnte nicht anders als ebenfalls lachen.

«Gut, gut, Schwesterchen, wir schaukeln das schon irgendwie. Ich verstehe ... darum möchtest du dem Büchsenröbi deine Kinderchen nicht anvertrauen und dem Obernikolaus natürlich auch nicht. Ja, ja, das macht Sinn», sagte Rosa und nickte dazu heftig, so heftig, als könnte sie damit ihrer Schwester ihre Zuneigung durchs Telefon körperlich zeigen.

«Eva, lass mich morgen, oder besser übermorgen, darüber nachdenken, wie wir es am besten machen. Ich lasse dich nicht hängen, versprochen.»

«Danke, Schwesterherz, danke, danke, danke.»

«Und grüss mal die Kinderlein schön von mir ... und die möglichen Väter ... und die Nicht-Väter ... und vor allem, all die anderen Männer.»

Beide mussten grinsen. Und beiden brauchten jetzt einen Drink.

«Es gibt Tatsachen, wie diese unsägliche Geschichte ihrer Schwester mit diesem Claus oder Nikolaus, die nüchtern betrachtet, niemals *wahrhaftig* sind. Die aber, mit dem nötigen Quantum intus, durchaus Sinn machen», sagte sich Rosa, «denn, was ist es anderes als der ewige

Klassiker: *Das Rotkäppchen und der böse Wolf*, oder *Das süsse Filmsternchen mit dem schmierigen Intendanten*.»

«Gut, das an und für sich, wäre durchaus ok», sagte Rosa, an ihrem doppelten Averno *on the rocks* schlüpfend, «aber muss man dabei immer gleich Kinder machen?»

*

Rosa suchte, in ihrer Verzweiflung, wie eingangs erwähnt, zwei Tage nach dem vertraulichen Telefongespräch mit Eva, Zuflucht in der Hellewand Kapelle.

Sie betete und bat den ans Kreuz geschlagenen Gottessohn um Rat. Doch es war mehr eine Art Hoffen auf eine eingehende Bestätigung der *Höheren Mächte* – wie sie alles Religiöse und Pseudoreligiöse etwas schwurbelig nannte – denn bereits auf der Wanderung war ihr bewusst geworden, dass sie die Bitte ihrer Schwester unmöglich ausschlagen konnte. Sie wohnte allein in dieser riesigen Villa, vielleicht würden die beiden Gören sogar etwas Spass in die leere Hütte bringen?

Nur rüberfliegen nach New York würde sie nicht, nein, niemals!

«In diese jederzeit einsturzgefährdete Betonwüste fliege ich nicht», wie sie ihrer Schwester ausführlich darzulegen versuchte. Damit sollte es ihr gelingen, einmal mehr, von ihrer Flugangst – dem tatsächlichen Grund – abzulenken.

Rosa betete, als, durch ein aufziehendes Gewitter ausgelöst, ein Blitz in den Blitzableiter des nahegelegenen Hellewanderhofs einschlug. Das war eindeutig das erhoffte Zeichen Gottes. Rosa zog ein rasches Kreuz, verbeugte sich vor der angenagelten göttlichen Hoheit und akzeptierte ihr gottgegebenes Schicksal.

«Dann schicke mir mal die Kinderlein», sagte sie vergnügt und summt dabei die Melodie von *Ihr Kinderlein kommet*, sich selbst damit überraschend – wie konnte es sein, dass sie das, noch so vielen Jahren, immer noch kannte?

Sie fuhr, immer noch summend, mit dem Bus zurück und bestellte als Erstes beim Telefonversand «Kinderschön & Co.» den Gesamtkatalog. Darin waren viele praktische Einrichtungsgegenstände und Spielsachen für Kleinkinder.

«Das sind doch noch *Kleinkinder*, mit vier, oder?», fragte sie die Telefonistin, die ihre Frage bejahte und ihr gleich noch den Elternratgeber «Elternschön» empfahl, man könne ja nie wissen ...?

«Ja, gute Frau», summt Rosa, «man kann wirklich nie wissen ...»

*

Zweieinhalb Wochen später, am Sonntag, 29. September 1996, stand Rosa in der Empfangshalle des Flughafens Zürich-Kloten und empfing die zappeligen Zwillinge. Und die nicht weniger aufgeregte Eva.

Tja, und der Rest ist Geschichte ...

22

On the Road

Robert Leichtmeyer sass in seinem dunkelgrünen Spitfire und summte leise vor sich hin. Das Verdeck war offen und der Fahrtwind verkörperte Freiheit. Der graublaue Himmel drückte bleiern – dann und wann sandte die Sonne Strahlen aus, deren Spitzen pfeilartig die tief hängende Wolkendecke durchbrachen und tanzende Lichtpunkte auf die leere Landschaft zauberten. Der Morgentau auf den Feldern glitzerte und sandte diamantene Lichtreflexionen. Wie kleine Discokugeln, die ab und zu aufblitzten. Dazu die charismatische Stimme von Mark Knopfler.

And you're so far away from me
And where are you when the sun go down?
You're so far away from me

Brother in Arms. 1985. Robert wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. Damals, sagte er sich, war die Welt noch in Ordnung. Bis vor Kurzem war sie noch in Ordnung. Das endlose Asphaltband zog vor ihm eine schnurgerade Linie und löste sich in der Ferne in Nichts auf, dort, wo der Himmel die Erde berührte. Es fühlte sich an wie einem alten Spaghetti-Western. Oder passender, wie in «Easy Rider» mit *Billy Bike* und *Captain America*.

You're so far I just can't see
You're so far away from me
You're so far away from me, alright

Endlich, stöhnte Robert, endlich komme ich mal wieder weg. Er hatte den 67er Sportwagen geerbt, von seinem vor zwei Jahren verstorbenen Bruder. Ach, Albert, wie schön wäre es, wenn du jetzt neben mir sitzen, und deinen Arm um mich legen würdest, mich angrinsen und fragen, ob du mir eine *Story* erzählen darfst?

«Gut, *Brother*, es war in den Achtzigern, du weisst schon, damals, als es noch kein Handy gab, kein öffentlich nutzbares Internet, kein Youtube, kein Youporn», Albert grinste, «kein Netflix, kein Google und schon gar keine besserwisserische KI. Wenn man etwas haben oder machen wollte, bedurfte es einer vorgehenden, ausgiebigen Recherche. Mit dem Telefon. *Hallo, gute Dame, können sie mir sagen, wann der Camping unten beim Hermosa Creek geöffnet hat? Aha, und wie komme ich von Durango dort am besten hin? Aha, und was kostet ein grosses Doppelzelt pro Nacht? Gibt es eine Feuerstelle mit Brennholz? Wo kaufe ich die Steaks? Darf ich fischen im Hermosa?* – Du siehst, es brauchte Tage, um alle Details herauszufinden und es sauber durchzuplanen. Oder, du machst es so wie Elenore und ich, du planst gar nichts, du setzt dich einfach ins Auto und fährst los. Oder aufs Motorrad, damals hatten wir den Triumph noch gar nicht, äh, sorry, wir hatten schon einen Triumph, die Bonneville, ach, die gute alte Bonneville. Muss die unbedingt mal wieder fit machen ...»

Robert seufzte. Hätte er die Bonneville bloss nicht wieder fit gemacht ... dann wäre alles anders gekommen. Dann würde er jetzt neben ihm sitzen – er liess Robert immer fahren, wenn sie zu zweit unterwegs waren – und würde ihn dabei mit seinen amüsanten Geschichten unterhalten.

Jetzt war er einfach nicht mehr da. Unglaublich. Unfassbar. Weg, fort, aus. Für immer gegangen. Wohin auch immer ...

Er würde ihn nie wiedersehen, nie mehr seine Stimme hören, seinen Schalk, seinen Witz. Seine gespielte, stoische Mimik bevor er mit der Pointe herausplatzte. Sein freches Grinsen dabei und seine Augen, die vor Freude tränten.

«Ha», brüllte er, «hast du nicht erwartet, gell, es war echt so ein Scheiss ... im wahrsten Sinne des Wortes. Ich meine, die Bonneville steckte *so* tief in der Scheisse. In der Kuhscheisse.»

Albert grölte und klopfte sich dabei auf die Schenkel. «Die haben da Hunderte Rinder über den Hermosa Creek getrieben. Genau da, wo wir das Flüsschen mit unserem Gespann queren wollten. Es sah nicht tief aus, aber durch die aufwühlenden Rinderhufe, und, weil die Viecher aus Angst vor der Flussdurchquerung, alle noch einen Angstschiss machten, Fladen so gross wie Giant-Frisbees, du weisst schon ... jedenfalls war die Scheisse angerichtet und danach die Kacke so richtig *fett* am Dampfen.»

Albert kugelte sich vor Lachen. Er war wieder ganz der freche Schulbengel, der seinen Kameraden und Lehrerinnen üble Streiche spielte, danach wie eine Rakete davonrannte und sich in sicherer Entfernung vor Lachen und Schadenfreude kaum mehr einklinken konnte.

«Ha, du hättest Elenore sehen sollen, wie sie knöcheltief in der Scheisse stand. Das Gespann stak im Uferschlamm fest und wir mussten den Ural loslösen, um dann das Motorrad und den Seitenwagen einzeln bergen zu können. Dabei rutschte Eli aus – oh mein Gott – als sie wieder auftauchte, war sie über und über mit der braunen, stinkenden Brühe bedeckt. Sie sah aus wie in *Day of the Dead*, wenn du weisst, was ich meine ... *igitt*, und wie die klebrige Scheisse stank ... zum Glück war der Fluss da, da konnte sie sich reinlegen, mitsamt den Kleidern und Stiefeln und Helm und den Dreck abspülen, aber ... bei gefühlten 40 Grad Fahrenheit ... *brrr*.»

Der gute alte Albert. Sein Bruder und sein liebster Buddy.

Unglaublich, wie sehr er ihn vermisste. Und wie dieses in ihm nagende Gefühl, diese Mischung aus Trauer und Ohnmacht, aus Leere und Verlust, in diesen beiden Jahren nicht nachgelassen hatte – wie er erst vermutet hatte – nein, wie es im Gegenteil stärker und stärker wurde.

Von wegen die Zeit heilt wunden ...

So eine verdammte Lüge.

Wenn er frühmorgens ins Büro der Can Can Company kam und den verwaisten Schreibtisch sah, dem seinen direkt gegenüber und den alten, längst nicht mehr benutzten Nadeldrucker, der in einer Ecke verkümmerte – während die Erinnerungen an Albert ihn überfluteten, Albert, wie er die unendlich langen Papierfahnen aus dem Epson zog, Albert wie er die Zahlen darauf zu dechiffrieren versuchte, mit grösser und grösser und immer panischer werdenden Augen, Albert, wie er danach auf ihn zurannte, Robert, was jetzt, Robert, ich kann das nicht, Robert ...

Hätte er diese Scheisskurve nicht viel zu schnell genommen, so sässe Elenore jetzt nicht im Rollstuhl und Albert wäre noch am Leben ... hätte, hätte, Fahrradkette.

*

Das Leben war beschissen. Kurz und beschissen.

Dabei, dachte Robert, könnte es so schön sein. Er hätte Elenore fragen sollen, ob sie auch Lust gehabt hätte, mit ihm nach New York zu fahren und Margrit und Margret zu begrüßen. Aber, wenn er ehrlich war, kannte er ihre Antwort. Seit sie im Rollstuhl sass, war sie nie mehr in ein Auto gestiegen.

Dabei war der Unfall – bei dem sie in der Kurve rausgeschleudert wurde – zum Glück, muss man sagen, denn sonst hätte sie es auch nicht überlebt, und wäre mit dem Gespann und ihrem Mann in der Schlucht zu Tode gestürzt – mit der guten alten Bonneville geschehen, dem ersten

Baby von Albert sozusagen, dem Baby, das er ein Leben lang gehätschelt hatte und das ihn, verursacht durch seine Unachtsamkeit, letztlich mit in den Tod riss. Trotzdem misstraute Elenore seither nicht nur Motorrädern, sondern sämtlichen motorisierten Fahrzeugen, vor allem aber den Oldtimern, was auch der Grund war, dass sie Robert den Spitfire vermachte. Vielleicht war dieser Grund auch nur vorgeschoben, vielleicht erinnerte sie der Spitfire zu stark an Albert, so wie Robert der Nadeldrucker, oder sie wollte Robert und generell ihren Mitmenschen nicht zur Last fallen, wegen ihrer Behinderung, oder, vielleicht war es eine Gemengelage aus all diesen Gründen – etwas, das Robert nur zu gut verstand.

Sie waren Schicksalsgenossen, zumindest im Geiste, wenn auch das Schicksal Elenore ungemein stärker getroffen hatte, nicht nur, weil sie gefühlt ihr ganzes Leben Seite an Seite mit Albert verbracht hatte, nein, sondern weil das Unglück sie nicht nur psychisch, sondern auch körperlich versehrt hatte und sie seither nicht nur Witwe war, sondern auch im Rollstuhl sass. Es war eine Art *doppeltes Stigma*, welches sie für den Rest ihres Lebens zeichnete, auch wenn Elenore sich niemals beklagte – das Zeichen war, für alle sichtbar, da.

Das Gelände wurde welliger und dann stieg es leicht an, auf einer Hügelkuppe begann es plötzlich leicht zu nieseln. Robert stoppte sein Cabriolet und klappte das Verdeck auf, welches er vor der Abfahrt in Bel Air hinter den Vordersitzen verstaut hatte.

Er überquerte die Hängebrücke über den Delaware River und beschloss, aus einer spontanen Laune heraus, im Süden Philadelphias die mehrspurige Interstate 295 zu verlassen und auf der Überlandstrasse No. 30 Richtung Atlantic City zu fahren. Er erinnerte sich, er hatte das, vor Jahren, mit seinem Bruder zusammen, schon einmal getan. Von dort konnte er entweder auf dem Garden State Parkway, oder, wenn er es idyllischer wollte und dafür genügend Zeit hatte, auf der alten Landstrasse No 9, mehr oder weniger der Küste entlang, bis nach New York fahren.

Der Regen hatte inzwischen nachgelassen und er brauchte Benzin, Burger und Bier.

«Lass uns einen 3B-Pit-Stopp machen», scherzte sein Bruder jeweils, «aber in *meiner* Reihenfolge: erst Bier, dann Burger und dann erst Benzin», und grinste dabei, so wie nur Albert es konnte. Gekonnt hatte.

Robert seufzte erneut und drehte an seinem Autoradio. «Prodigal Blues» lief, von Billy Idol, eines der grössten Idole seines Bruders. Nicht nur wegen des guten alten Punkrocks, nein, auch weil er am gleichen Tag wie Albert auf die Welt gekommen war: am 30. November – nicht nur am gleichen Tag, nein, auch im gleichen Jahr: 1955. Und es gab weitere Parallelen: Billy kam 1990 bei einem schweren Motorradunfall um ein Haar ums Leben. Er hatte ein Stoppschild übersehen und raste frontal in einen Lastwagen. Vermutlich unter Drogen.

Was, vielleicht, auch bei Alberts Unfall einen Einfluss gehabt hatte? Wer kann das schon mit Sicherheit sagen? Elenore konnte sich an gar nichts mehr erinnern, sie erwachte im Spitalbett, hüftabwärts gelähmt und mit einem kompletten Blackout, was die vorherige Motorradfahrt und den Unfallhergang betraf. Albert, das wussten alle, die ihn kannten, hatte milde Drogen, wie Cannabis, zeitlebens geliebt. Jedenfalls mehr als Zahlen, wie er nicht müde wurde, zu betonen.

Aber ob das der Grund war?

Riding my life
Like a run-a-way train
Moving from
One track to that
Howling, crying,
Screaming at the moon
Only my voice came back
Only the echo came back

«Ich reite durch mein Leben wie ein außer Kontrolle geratener Zug. Ich wechsele von einem Gleis zum anderen. Heulend, weinend, den Mond anbrüllend. Nur meine Stimme kam zurück. Nur das Echo kam zurück.»

Und jetzt? War es das wert? Der Song lieferte die Antwort gleich selbst:

And yes I'd do it again
Oh wouldn't you
Yeah I'd do it again
A-huh oh yeah
Do it again
Baby
Wouldn't you?

«Und ja, ich würde es wieder tun. Oh, würdest du nicht auch? Ja, ich würde es wieder tun. A-huh oh yeah. Es wieder tun. Baby. Würdest du nicht auch?»

Billy Idol sagte über diesen Song, den er Anfang 1990, kurz vor seinem Motorradunfall, aufgenommen hatte: «Es ist mein Vater, der zu mir spricht, und ich, der zu meinem Sohn spreche. Weil ich manchmal wütend, verrückt und rasend war, habe ich nach einer Antwort geschrien, und alles, was ich zurückbekommen habe, war mein eigenes Echo. Was ich zu Willem, meinem Sohn, sage, ist das, was mein Vater zu mir gesagt hat – jeder muss die Sicherheit der Dinge, die er liebt, hinter sich lassen, um herauszufinden, wer er wirklich ist. Aber man muss sich dafür nicht unbedingt selbst zerstören ...»

*

Bestimmt bejahte Albert im All diese weisen Worte. Falls er denn im All war? Bei ihm konnte man nie wissen. Robert musste schmunzeln bei diesem Gedanken. Er hatte im Gegenteil oft den Eindruck, dass Albert ganz nahe bei ihm war. In allem, das ihn umgab. In den Lichtspitzen der Sonne. Im Funkeln des Morgentaus. Im Wind, der seine Haare krauste. Im Summen des Spitfires.

Dabei war Robert alles andere als ein Esoteriker.

Ausser wenn es um Zahlen, oder besser gesagt, um Zahlenkombinationen ging. Da ignorierte er seinen, sonst fast puritanisch zu nennenden Realismus, seine Bodenständigkeit und seine ausgesprochene Faktentreue und interpretierte für Aussenstehende Verblüffendes in die Zahlen hinein.

«Zahlen sind Magie», versuchte er dann sein unwissendes Gegenüber zu überzeugen. «Zahlen tanzen, Zahlen reflektieren die Wirklichkeit, Zahlen überhöhen sie. Zahlen sind so was von kreativ.»

Doch, ungeschönt betrachtet, Zahlen waren einfach Zahlen und liessen sich von Menschen in jegwelche Richtung verbiegen. Beschönigen. Missbrauchen. Oder, im Fall von Robert, verklären.

«Wie kann es sein», erklärte Robert all denen, die es wissen wollten, und, auch allen anderen, «wie kann es sein, dass meine Töchter ausgerechnet in den Neunzigern am neunten Neunten auf die Welt gekommen sind?»

«Purer Zufall?»

«Purer Zufall? Ha, dass ich nicht lache. Die Neun steht für *von langer Dauer* und ist die chinesische Glückszahl des Drachens. Gut?»

«Nun gut?»

«Gut, aber ... ist es vielleicht auch purer Zufall, dass am 9. November 1918 die Republik in Deutschland ausgerufen wurde? Und dass Hitler auf den Tag fünf Jahre später versuchte, die demokratische Regierung zu stürzen?» Und exakt zwanzig Jahre später die Reichspogromnacht

die Judenvernichtung legitimierte? Und genau einundsiebzig Jahre später der Mauerfall die DDR und den Ostblock stürzte? All diese, miteinander zusammenhängenden Ereignisse geschahen an einem 9. November 1989. – Zahlen, sag ich dazu nur, sind die *Alchemie der Geschichte*. Das gut versteckte Rückgrat. Schaut es mal so an: 9-11-19-89. Ok? Zählt man die Zahlen zusammen, gibt es?»

«128.»

«Perfekt. Danke. Dividiert durch 2:»

«64.»

«Und immer so weiter?»

«32, 16, 8, 4, 2 ...»

«Voilà. 2 hoch 6», sagte Robert triumphierend, «geht euch ein Licht auf? Es ist eine *perfekte* Zahl. Deshalb, seid bitte gewappnet: Wer weiss, was an diesem Datum noch alles auf uns zukommt?»

*

Am liebsten hielt Robert diesen Vortrag am 9. November, im Klub der Deutschamerikaner in Baltimore. Und labte sich dabei am zunehmenden Unwohlsein seiner Zuhörer.

Wenn jemand zum Beispiel sagte, «darf ich kurz mal austreten, um nach Stuttgart zu telefonieren?», dann wusste Robert, seine Sichtweise war angekommen.

*

«Lass uns ein 3B-Pit-Stopp machen, da vorne in Berlin.»

«In West Berlin? Oder lieber in East Berlin?»

Darauf mussten die beiden Brüder immer lachen.

«East Berlin? Gibt es das überhaupt noch? Oder sind da immer noch die Russen? Dann müssen wir uns mit Vodka und Borschtsch begnügen. Auch gut.» Albert grinste.

«Lieber in den Westen. Ins New Berlin Diner, weisst du, das Kultige, das an der Kreuzung mit den coolen Neonleuchtreklamen.»

Es gab Paris, Texas. Und es gab Berlin, New Jersey. Wim Wenders hätte auch daraus ein Road Movie machen können.

Überall in den Staaten stiess man auf Spuren des *Alten Kontinents*. Die Einwanderer brachten ihre Erinnerungen mit. Bekannte Namen als Marksteine. Sprache als Abgrenzung. Gelebte Kultur als Identitätsstiftung. Nostalgie als Realitätspuffer. Solange man es nötig hatte. Das dauerte meist nur zwei, drei Generationen und schon waren alle *amerikanisiert*.

Auch den Leichtmeyers erging es so. Hatte Robert senior zu Hause noch vorwiegend Deutsch gesprochen, so war es bei seinen Söhnen ein Kauderwelsch-Satzmix aus Deutsch und

Englisch, je nachdem, welches Wort rascher auf der Zunge lag. Und seine Enkel, Leo und Lio, verstanden nur noch wenige Brocken deutsch, einzelne Wörter oder Begriffe, so wie zum Beispiel *Oktoberfest*. Oder *Bier*. Oder *Sardinenbüchse*. Oder ein Wort, das nur Insider kannten: *Konservenblechfalzmaschine*. Wobei das dann wie *gonsörfnblecfalsmäschin*, oder so ähnlich tönte. Und das, ausser den Arbeitern der Can Can Company, wo die Zwillinge in den Semesterferien aushalfen, sowieso niemand verstand.

Robert konsultierte auf seinem Handy die Strassen-App. Er entschied sich für den Garden State Parkway, 2 h 8 min, zeigte das App, ab New Jersey 444. Stau gab es erst auf der Interstate 95, kurz vor dem Liberty Newark Airport und danach auf der 78, wie immer, durch Jersey City und danach, je nach Rush Hour noch viel schlimmer, im Holland Tunnel, der unter dem Hudson River direkt nach Lower Manhattan führte.

Dort, wo seine Frau mit den Kindern auf ihn wartete. In der St. Cloud Rooftop Bar, im altehrwürdigen Knickerbocker Hotel, am südlichen Ende des Times Square. Da, wo Eve, wie er seine Frau liebevoll nannte, zwischen ihren Auftritten fast immer war. Im sicheren Wolkenhafen.

Endlich, sagte er sich, endlich würde die Familie wieder mal zusammen sein. Und er lächelte den vorbeiziehenden Wolken zu und ermunterte seinen Bruder auch mitzukommen. «Vom Himmel bis zur *Heiligen Wolke* ist es doch nur ein Katzensprung. Na, was meinst du, Albert, alter Kumpel, kommst du auch auf einen Drink?» Robert drehte das Radio auf volle Lautstärke. Diesmal spielte es einen älteren Song von 77 Bombay Street, einer in den USA kaum bekannten Schweizer Popgruppe.

Up in the sky
There is a village
And the people there are blue I believe it's true
Up in the sky
People are happy
They love to sing and there is no need for a king
Up in the sky
Nothing is insane
Like a rocket driven plane you can fly above the rain
Up in the sky
You just feel fine
There is no running out of time and you never cross the line

I never want to die
I wanna live in the sky

«Hoch oben am Himmel gibt es ein Dorf. Und die Menschen dort sind blau, ich glaube, es ist wahr. Hoch oben am Himmel sind die Menschen glücklich. Sie lieben es zu singen und brauchen keinen König. Hoch oben am Himmel ist nichts verrückt. Wie ein raketenbetriebenes Flugzeug kannst du über den Regen fliegen. Hoch oben am Himmel fühlst du dich einfach gut. Die Zeit läuft nicht ab und du überschreitest niemals die Grenze. Ich möchte niemals sterben. Ich möchte im Himmel leben.»

Albert, flüsterte sein Bruder, Albert, geniess es. Elenore und ich kommen auch bald, versprochen. Und dann halten wir deine Hand.